

ABHANDLUNGEN UND BERICHTE DES NATURKUNDEMUSEUMS GÖRLITZ

Band 60, Nummer 1

Abh. Ber. Naturkundemus. Görlitz 60, 1: 13-18 (1987)

ISSN 0373-7568

Manuskriptannahme: 14. 4. 1986

Erschienen am 12. 2. 1987

Vortrag zur Festveranstaltung
anlässlich des 175. Gründungstages der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz am 11. April 1986

Forschung in biologischen Museen

Gedanken zum Jubiläum des Museums für Naturkunde Görlitz

Von WOLFRAM DUNGER

Entgegen einer hergebrachten Meinung hat sich Museumsarbeit noch nie in redlicher Erfüllung vorgeschriebener Bewahrungs- und Demonstrationspflichten erschöpfen dürfen. Ob und wie das Museum seine Aufgaben erfüllt, die ihm von der Gesellschaft gestellt sind, hängt ganz wesentlich von der persönlichen Kreativität der Museumsarbeiter ab. Nur wer mit ganzer Person Forscher ist, gewinnt die Fähigkeit, die Aufgaben des Sammelns und Bewahrens dem Sinn und Zweck nach, also kreativ, zu erfüllen. Nur eigenes Forschen führt zu der überzeugenden Sicherheit, die nötig ist, um als Erzieher im Museum Originales, Weiterführendes zu leisten. Forschung ist daher in meinen Augen keineswegs eine sekundäre oder gar Fremdaufgabe im Museum. Sie ist Mittel und Voraussetzung zur anspruchsvollen Erfüllung der Grundaufgaben der Sammlungsarbeit und der Öffentlichkeitswirksamkeit jedes Museums. Natürlich hat Forschung im Museum auch Eigenständigkeit, die vom Forschungsgegenstand herrührt, aber nie darf sie den Zusammenhang mit den spezifischen Arbeitsbedingungen und Arbeitsmöglichkeiten des Museums vernachlässigen.

Charakteristika biologischer Forschung in Museen

Wir sprechen hier von biologischen Museen, und speziell vom Staatlichen Museum für Naturkunde Görlitz als Träger einer heute 175jährigen Tradition. Biologische Museen haben einen wesentlichen Anteil daran, unsere belebte Umwelt zu dokumentieren, das heißt zu erforschen und ihren Zustand und ihre Geschichte zu belegen, und zu interpretieren, das heißt zuverlässig, verständlich und aktuell der Öffentlichkeit darzulegen. Aber weder die Erforschung der belebten Umwelt noch die hierauf bezogene Aufklärungsarbeit als Ganzes kann nur von den biologischen Museen geleistet werden. Ihnen fällt vielmehr ein sehr spezifischer Teil dieser Aufgabe zu.

Umweltrelevante Handlungen des Menschen wirken nicht nur auf den Menschen selbst und auf die wenigen von ihm geförderten Kulturarten, sondern letztlich auf den gesamten, vernetzten Komplex der Lebewesen der Erde, also auf 1,5 Millionen bislang bekannte oder vielleicht 2 Millionen tatsächlich (noch) existierende Arten, die alle unterschiedlich reagieren. Gerade die Beherrschung dieser Mannigfaltigkeit ist die vorrangige Aufgabe biologischer Museen. Wenigstens 4 Charakteristika prädestinieren sie hierfür:

1. Sie besitzen Sammlungen als wissenschaftliche Archive für den aktuellen und historischen Vergleich originaler Präparate von Lebewesen. Ihre Bedeutung würdigte bereits der Präsident der Naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, Georg von Möllendorf, bei der Einweihung des Museumsneubaues am 26. Oktober 1860: „... Unsere Vorfahren in der Gesellschaft hatten richtig erkannt, daß eine Naturforschung und die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse ohne eine Sammlung von Naturalien aller Art nicht denkbar ist. Denn hier ist ja vereinigt, was in der Wirklichkeit durch ungemessene Entfernungen getrennt wird... Ein naturhistorisches Kabinett gewährt daher in wenigen Stunden einen Überblick über alle Gegenstände der Natur, erleichtert die Orientierung auf diesem umfassenden Gebiete und das Studium desselben, macht Reisen in die entlegenen Gegenden entbehrlich und liefert überhaupt Beweise und Belege für das Beobachtete.“

2. Biologische Museen sammeln und bewahren wichtige, oft an anderer Stelle nicht erreichbare Informationen auf den entsprechenden Spezialgebieten.

3. Sie pflegen und entwickeln einen speziellen Kenntnisschatz auf den Gebieten der Speziellen Biologie und Taxonomie bestimmter Organismengruppen, den im optimalen Fall jeder Spezialist auf seinen Nachfolger im Museum überträgt.

4. Sie sammeln und vermehren Erfahrungen auf den Gebieten der Aufsammlungs-, Bearbeitungs- und Konservierungstechnik spezieller Gruppen von Organismen und besitzen und entwickeln die hierfür erforderliche technische Ausrüstung.

Zwei vermeintliche Kennzeichen biologischer Forschung in Museen, die noch heute im Schwange sind, aber gestrigem Denken entstammen, sind dagegen klar abzulehnen. Das erste betrifft ihre Abwertung als „Dienstleistung“. Die hohe Wertschätzung arbeitsteiliger Forschung erstreckt sich selbstverständlich auch auf die Forschungsarbeit in Museen. Zum zweiten geht es um das Kainszeichen der „Leichenbiologie“, das eine einseitige und damit falsche Sicht der Wirklichkeit meint, aber schon längst zur Biertischproblematik zählt. Taxonomie ist heute und in Zukunft nicht denkbar ohne taxonomische Standards, d. h. möglichst optimal konservierte Originale, letztlich also Typusexemplare. Taxonomische – oder systematische – Kenntnis bleibt auch Voraussetzung aller Ökologie. Ökologische Kenntnis hat aber Rückwirkungen auf die Taxonomie. Funktionelle Unterschiede bei Organismen, die als gleich betrachtet werden, signalisieren dem Taxonomen, daß er etwas übersehen hat. Der Taxonom, also der Museumsbiologe, muß auch mit lebenden Tieren und Pflanzen arbeiten, er muß auch, zuweilen sogar sehr intensiv, Ökologe sein.

Ein Beispiel aus der Ameisenbearbeitung des Kustos unserer Insektensammlung, Dr. Seifert: Er fand durch ausgedehnte ökologische Untersuchungen, daß es unter den als *Lasius flavus* geführten Gelben Wiesenameisen einen stenopotenten Typ gibt, der in trocken-warmen, oligotrophen Habitaten auftritt, und einen eurypotenten Typ, der gemäßigte Feuchte- und Temperaturbedingungen bevorzugt. Von diesen ökologischen Beobachtungen ausgehend, konnte die Taxonomie dieser Typen geklärt werden. Sie stellten sich als Schwesterarten *Lasius flavus* und *myops* heraus. Eine solche Arbeitsweise, aber eben auch die sorgfältige Analyse alles erreichbaren Sammlungsmaterials, hatte unter anderem zum Ergebnis, daß für das Territorium der DDR heute 85 Ameisenarten nachzuweisen sind. Vor 15 Jahren waren nur 56 Arten bekannt.

Hiermit habe ich ein weiteres Charakteristikum unserer Arbeit angesprochen. Eine so drastische Erhöhung der bekannten Artenzahl um ein Drittel – in so kurzer Zeit – ist für viele Organismengruppen, wie Wirbeltiere, Höhere Pflanzen, Käfer oder Schmetterlinge, undenkbar. Ein Schwerpunkt der Forschungsarbeit unseres Museums liegt ganz betont auf der Bearbeitung bislang vernachlässigter Organismengruppen.

Grundlagenforschung zu Kenntnis und Schutz der Arten

Aus der Sicht der gesellschaftlichen Aufgabe gehört die Grundlagenforschung zu Artenkenntnis und Artenschutz der Organismen zu den vorrangigen Leistungen biologischer Museen. Daß Artenschutz für die menschliche Gesellschaft Bedeutung besitzt, kann man emotional mit Naturliebe begründen. Weit wesentlicher ist die Erkenntnis, daß der Schutz vor Übervermehrung einer Art, die sich als katastrophale Schädlings-Gradation äußern kann, aber auch die Erhaltung von Arten, die als förderlich erkannt wurden, auf der hochkomplizierten Vernetzung der Lebensabläufe einer hohen Mannigfaltigkeit von Lebewesen beruht, also auf dem sogenannten biologischen Gleichgewicht. Artenschutz zielt somit unter anderem darauf ab, die Selbststeuerung der Natur als Gratisfunktion zu erhalten, wo immer das möglich ist. Wir sehen darin die ökonomischste, dauerhafteste, schönste und also höchste Form der Beherrschung der Natur durch den Menschen. Für uns Biologen hat Artenschutz wenigstens 6 Voraussetzungen, nämlich die Kenntnis 1. aller Arten, die aktuell in einem Gebiet leben, 2. ihrer Gesamtverbreitung, also ihres aktuellen Areals, 3. ihrer historischen Verbreitung im Gebiet, 4. ihrer Lebensansprüche und Lebensabläufe, 5. der anthropogenen Faktoren, die diese Arten vorrangig direkt oder indirekt beeinflussen, und 6. der Möglichkeiten des praktischen Artenschutzes, in erster Linie des Biotopschutzes.

Selbst in den bestuntersuchten Gebieten der Welt, zu denen das Territorium der DDR zweifellos zählt, sind wir von der befriedigenden Erfüllung dieser Voraussetzungen weit entfernt. Wir können heute aber einige Dimensionen der Artgefährdung nennen. Von den etwa 3500 Arten der Farne und Blütenpflanzen Mitteleuropas sind heute wohl ein Viertel, von den vielleicht 70000 Tierarten dieses Gebietes sogar ein Drittel gefährdet, verdrängt oder schon ausgerottet. Den Landschaftsveränderungen durch die Land-, Forst- und Teichwirtschaft wird die gute Hälfte der auslösenden Ursachen zugeschrieben, der Industrie nur knapp 40 %. Die Aufgaben, die sich aus dieser Sachlage für die Forschung in biologischen Museen ergeben, beziehen sich zunächst nur darauf, das Wissen über Bestand, Geschichte, Verbreitung und Lebensansprüche der Flora und Fauna zu schaffen, zu erweitern, zu sichern und zugänglich zu machen.

Als ein Beispiel aus der Arbeit unseres Museums will ich die ständige Kontrolle der Flora der Oberlausitz anführen. Diese Aktivität knüpft an eine 200jährige Tradition an, für die der Meffersdorfer Bibliothekar Oettel, der Nieskyer Apotheker Burkhardt, der Görlitzer Lehrer Barber, der Bautzener Florist Militzer und – damit kommen wir in unsere Tage – Theodor Schütze in Großpostwitz die Meilensteine schufen. Auch heute sind Freizeitforscher einbezogen. Die jährlich publizierten Ergebnisse sind Arbeitsergebnisse einer kleinen, aber aktiven Gruppe von Floristen unterschiedlicher Hauptberufe. Der Kustodin unseres Herbars kommt hierbei vorrangig die Aufgabe zu, neue Florenbelege zu sichern und zu revidieren und historische Belege vergleichend auszuwerten.

In diesem Zusammenhang sind auch – oder gerade – die ältesten Sammlungsteile bedeutungsvoll, soweit sie ausreichend dokumentiert sind. Unsere etwa 200 Jahre zurückreichende Flechtensammlung erlaubt zum Beispiel die Schlußfolgerung, daß schon um 1800 in dichteren Siedlungen der Oberlausitz die Luft – sicher vor allem durch den Hausbrand – belastet war. Nur für siedlungsfreie Gebiete beweisen Belege von Bart- und Lungenflechten eine absolute Reinheit der Luft in dieser Zeit. Für spätere Jahre sprechen die Belege für die Verdrängung dieser hochempfindlichen Indikatoren bis in geschützte Lagen der hohen Mittelgebirge und inzwischen bis in weit entfernte Hochgebirge.

Als praktisch wesentliche Voraussetzung des Artenschutzes nannten wir bereits den Biotopschutz. Die DDR verfügt über ein durchdachtes, aber auch immer wieder neu zu bedenkendes Netz von Naturschutzgebieten und Flächennaturdenkmälern, die Refugien für einen wesentlichen Teil derjenigen Arten darstellen, die in intensiv bewirtschafteten Gebieten nicht mehr lebensfähig sind. Die Erforschung solcher Erhaltungsgebiete ist eine der wesentlichsten Forschungsaufgaben auch unseres Museums. Als Beispiel möchte ich unsere Beteiligung an dem zentralen Ökosystem-Forschungsprogramm im NSG Leutratl bei Jena erwähnen, nicht nur, weil es uns über viele Jahre beschäftigt hat, – bis heute sind 9 pedozoologische Arbeiten hierüber aus unserem Museum erschie-

nen. Vor allem aber, weil hier unter der organisatorischen Leitung des Institutes für Landschaftsforschung und Naturschutz die Vorteile der arbeitsteiligen Forschung konsequent geplant und – soweit es in der Entscheidung der Ausführenden lag – auch genutzt wurden. Wir sehen auch in Zukunft in einer wechselseitigen Ergänzung eine optimale Basis unserer Forschungstätigkeit, ganz betont auch in zweiseitigen Vereinbarungen zwischen dem Museum und Einrichtungen von Akademien, Universitäten und Hochschulen zu ökologischen Forschungsvorhaben, in denen die spezifische Leistungsfähigkeit des Museums voll zum Tragen kommt.

Grundlagenforschung zur Nutzung und Gestaltung der belebten Umwelt

Ein zweiter großer Aufgabenbereich, der heute biologischen Museen zugeordnet wird, ergibt sich aus der Notwendigkeit, gesicherte Grundlagen über Verhalten, Ansprüche und Leistungen möglichst aller Organismen im Zusammenhang mit der Nutzung, Gestaltung und Veränderung der belebten Umwelt zu erarbeiten und verfügbar zu halten.

Wir befinden uns in einem Wettlauf um die rechtzeitige und richtige Beherrschung der von uns selbst gesetzten Veränderungen. Genau wie Friedrich Engels es vorausgesagt hat: „Die Natur rächt sich.“ Eine besondere Schwachstelle ist die völlig ungenügende Kenntnis der biotischen Vorgänge im Boden. Die Konzentrierung der Forschung am Museum für Naturkunde Görlitz auf Organismen, die den Boden beeinflussen, war keine zufällige Entscheidung. Sie entspricht unserem Prinzip der vorrangigen Bearbeitung bislang vernachlässigter Organismengruppen. Als Beispiel darf ich vielleicht die von mir bevorzugten flügellosen Urinsekten, die Collembolen, nennen: Um 1900, als der Artenbestand der Käfer und Schmetterlinge Europas praktisch vollkommen bekannt war, kannte man nur 7 % der bis heute beschriebenen Collembolen Mitteleuropas. Wir rechnen damit, daß die Böden der DDR von 13000 bis 15000 Arten echter Bodentiere besiedelt werden. Ausreichend bekannt ist heute bestenfalls ein Drittel hiervon. Diese Tatsachen sprechen eine deutliche Sprache: Die wenigen Bodenzooologen der DDR können die heute zu lösenden Aufgaben nicht bewältigen. Das ist übrigens weltweit so. Unsere Vorschläge zur Strategie der bodenzooologischen Forschung in unserer Republik gehen hinsichtlich der Nutzung unseres Arbeitspotentials selbstverständlich von einer konsequenten, optimalen Arbeitsteilung aus. Wir stützen uns hierbei auf Erfahrungen, von denen einige Beispiele angeführt seien.

Anfang der 70er Jahre wurde zur Einsparung von Saatgut und des arbeitsaufwendigen Vereinzeln nach dem Austreiben z. B. bei Zuckerrüben die Einzelkornsaat eingeführt. Hierbei traten bis dahin unbekannte oder unwesentliche Schäden durch Befraß der Keimlinge in den Vordergrund. Als Verursacher – sogenannte Auflaufschaderreger – ermittelten wir in Zusammenarbeit mit dem Institut für Rübenforschung Kleinwanzenleben u. a. überwiegend nützliche Tausendfüßer. Der Schaden entstand, weil diese Tiere in der kritischen Periode die drastische Drosselung ihres Nahrungsangebotes auf dem kahlen Feld nicht anders kompensieren konnten. Eine Pestizidanwendung mit all ihren negativen Folgen erwies sich als unnötig, wenn organische Köder als ablenkende Nahrung angeboten wurden. Kenntnis des Spezialisten im Museum kann also helfen, ökonomische Verluste und Sekundärschäden zu verhindern.

Ein anderes Problem ist nicht so schnell lösbar. Es führt uns in das Vorfeld des Braunkohlentagebaues. Hier ist es leider nicht selten unumgänglich, ein noch naturnahes Gebiet, z. B. ein Moor, zu devastieren, selbst wenn es als Naturschutzgebiet ausgewiesen ist. Wir wissen gewöhnlich sehr wenig über die Organismenwelt dieser Gebiete. Vor ihrer endgültigen Vernichtung ist also Kenntnis nachzuholen, man spricht dann oft von einer Rettungsinventur. Nehmen wir an, daß unser Beispiels-Moor etwa 5000 Tier- und Pflanzenarten beherbergt. Davon sind gewöhnlich 90 % der Arten Arthropoden, und ebenso 90 % können nur von Spezialisten erkannt und bestimmt werden. Hierfür wären dann Fachleute aus wenigstens 30 Spezialrichtungen erforderlich. Das heißt mit anderen Worten, eine schnelle und vollständige Bearbeitung des gesamten Artenbestandes selbst eines kleinen Moores ist unmöglich. Es gibt nur wenige „Paradelandschaften“ der Erde, deren Arten-garnitur vielleicht zu 50 bis 70 % bekannt ist. Rettungsinventuren sollten daher vor allem das Ziel verfolgen, durch überlegt angesetzte und sorgfältige Materialsammlung spätere ausführliche

Untersuchungen zu ermöglichen. Dies stellt hohe Anforderungen an die Sammeltechnik, Konservierung und Dokumentierung bei solchen Arbeiten. Hinzu kommen Überlegungen zur Umsiedlung seltener Tiere und Pflanzen sowie zur Sicherung paläobiologischer und natürlich auch kulturhistorischer Funde.

Ebenfalls mit dem Braunkohlentagebau verbunden sind Studien zur Besiedlung der frisch verstorbenen Kippen und Halden durch Bodentiere, wie sie seit 1960 in unserem Museum betrieben werden. Untersuchungen an 33 unterschiedlichen Standorten in Tagebaubereichen um Leipzig, Cottbus und Görlitz haben erwiesen, daß die sorgfältige Erfassung der sich in diesen Böden entwickelnden Tierwelt zu einer praktisch nutzbaren Diagnose des Erfolges der Rekultivierung führen kann. Diese pedozootische Charakterisierung der Kippenstandorte liefert auch den Nachweis und die Erklärung dafür, warum nicht in allen Fällen die Wiederbegrünung durch forstliche und landwirtschaftliche Kulturen zur erhofften Bodenverbesserung führt. Voraussetzung für solche Arbeiten sind ökologische und taxonomische Kenntnisse von Spezialisten, für deren Arbeit eine gute Vergleichssammlung und entsprechende Informationsspeicher nötig sind. Aus deren Erfahrungsbereich ist es auch möglich, Wege der aktiven Steuerung der Wiederbesiedlung abzuleiten. Viele der für die Neubildung der Bodenfruchtbarkeit bedeutsamen Organismen haben eine so hohe Ausbreitungsfähigkeit, daß es ausreicht, die für die Existenz dieser Arten erforderlichen minimalen Umweltbedingungen zu sichern, um sie zur Wirkung zu bringen. Einige Tiergruppen sind aber zu rascher Wanderung nicht fähig. Dies trifft gerade für die Regenwürmer zu, deren Tätigkeit die biotische Aktivität der Böden entscheidend prägt. Hier tritt die Frage auf, welche unserer etwa 50 ökologisch unterschiedlichen Arten zur künstlichen Besiedlung in Betracht kommen und wie dies auszuführen ist. Noch ist hierfür der Rat der seltenen Fachleute erforderlich, vielleicht gehört dies später aber zum Grundwissen der Meliorationsingenieure. Museale Sammlungen mit ihren ökologisch und taxonomisch geschulten Bearbeitern bleiben aber zweifellos wichtige Partner der Rekultivierungspraxis. Nur in wenigen Ländern der Erde bestehen sachlich so gute Voraussetzungen wie in der DDR, grundsätzliche Erfahrungen auf diesem Gebiet zu sammeln. Eine weltumfassende Dokumentation hierüber wird gegenwärtig unter Mitwirkung unseres Museums erarbeitet.

Eine andersgeartete Aufgabe stellt die Verwendung von Bioindikatoren an die biologischen Museen. Als Indikatorarten, die Auskunft über Umweltschädigungen geben sollen, sind Tiere, Pflanzen, Pilze oder Flechten geeignet. Sie können durch ihr Auftreten, ihr Fehlen oder ihr Verhalten Hinweise auf das Wirken und auf die Intensität umweltrelevanter Stoffe oder Faktoren geben. Einige Arten reichern Schadstoffe, besonders Schwermetalle, an und sind so als Monitorarten zur quantitativen Prüfung von Wirkfaktoren verwendbar. In jedem Fall ist es nötig, exakt zu wissen, um welche Arten es sich handelt, was insgesamt von diesen Arten bekannt ist und welche Verbreitung sie historisch oder gegenwärtig haben. Die ureigene Arbeit biologischer Sammlungen ist und bleibt auch hier unabdingbare Grundlage. In diesem Sinn haben wir vor allem Kleinarthropoden und andere wirbellose Bodentiere als Indikatoren benutzt. Über die hierzu vorliegenden und zum Teil publizierten Erfahrungen möchte ich hier nicht sprechen, aber eine methodische Schlußfolgerung scheint mir der Erwähnung wert zu sein: Der Aufklärung jeder Indikationsmöglichkeit folgt eine neue, typische Aufgabe für Fachleute in den Museen. Das Auffinden eines Bioindikators nützt in der Praxis noch nichts, wenn es nicht gelingt, möglichst leichte und sichere Methoden des Nachweises und vor allem der eindeutigen Bestimmung dieser Arten herauszufinden. Hier wartet noch viel Arbeit, und hier müssen auch neue Wege besritten werden, die ich zum Teil in Richtung einfach zu handhabender, visueller Gelände-Bestimmungswerke sehe.

Praxisorientierte Grundlagenforschung beschränkt sich auch in unserem Museum natürlich nicht auf bodenzoologische Fragen. Lassen Sie mich als Beispiel ein Problem erwähnen, das sich aus dem Zustandswandel unserer Wälder ableitet. Die Lausitzer Forsten waren um 1900 noch fast frei von Fallholz, weil dieses, zum Teil sogar die Streu, von der Landbevölkerung genutzt wurde. Heute ist der Anfall von Totholz am Waldboden beträchtlich. Hieraus leitet sich die Vermutung ab, daß sich holzzeretzende Organismen stark vermehrt haben und dabei möglicherweise auch fakultative Holzparasiten gefördert werden. Über eine Hauptgruppe der holzzeretzenden Pilze, die Porlinge der Lausitz, liegt die berühmte grundlegende Arbeit von Albertini und Schweiniz von 1805 vor.

Seither fehlte Neues und Zusammenhängendes fast ganz. Die Kustodin unseres Herbars knüpfte nun mit freien Mitarbeitern über zwei Jahrhunderte hinweg an die alte Tradition an. Intensive 12jährige Porlingskartierungen haben erwiesen, daß mehr als das Doppelte der früher bekannten Artenzahl in der Oberlausitz vorliegt. Dies dokumentiert aber möglicherweise keine echte Vermehrung des Artenbestandes, sondern eine intensivere Erfassung und erweiterte taxonomische Kenntnis. Eines der erfreulichen Ergebnisse aus der Prüfung von fast 1700 Einzelnachweisen ist dies, daß keine gefährdende Vermehrung von Parasiten aus dieser Pilzgruppe erkennbar ist, was ja leider im Gegensatz beispielsweise zur Schadausbreitung des Hallimasch steht. Für die Porlinge jedenfalls wird künftig – wie bereits einmal 1805 – die Oberlausitz unter den bestuntersuchten Gebieten Europas zu nennen sein.

Als letztes Beispiel möchte ich ein Grenzproblem aus der Jagd- und Haustierkunde anführen, das mit der Tollwut zusammenhängt. Hierbei gewannen Untersuchungen zur Biologie des Fuchses international erhöhtes Interesse. Dennoch fehlten tiefreichende Untersuchungen zur biologischen Variabilität innerhalb eines umschriebenen Bestandes, wonach das reichlich vorliegende Beobachtungsmaterial von Einzelfällen gewertet, gewissermaßen geeicht, werden konnte. Der Kustos unserer Wirbeltiersammlung, Hermann Ansorge, hat in den vergangenen Jahren mehr als 2500 Raubsäuger, darunter über 1000 Fuchs-Serien, und damit ein ungewöhnlich umfangreiches europäisches Material aus einem einheitlichen Bestand zusammengetragen. Wir erwarten, daß auf dieser Grundlage nunmehr die nötigen detaillierten Untersuchungen zur Nahrungsaufnahme, Reproduktion und zu vielen Faktoren der Variabilität, z. B. durch die Craniometrie, möglich werden. Dieses Vorhaben haben wir mit der Universität Halle vereinbart, weil es wiederum spezifische Gegebenheiten des Museums nutzt. Das geschieht einerseits durch die Sicherung umfangreicher Serien, andererseits auch durch die Nutzung der Kenntnisse hier arbeitender Entomologen und Botaniker zur Bestimmung von Mageninhalten.

Museologische Forschung

Wir sprachen über die wachsende Bedeutung und den zunehmend klaren Umriß der Forschungsarbeit in biologischen Museen. Diese Spezifität wissenschaftlicher Arbeit in Museen fordert nun auch eine andere Art der Forschung, die bislang als Selbstverständlichkeit nebenher abgetan wurde, nämlich museologische Forschung. Dieser Begriff wird von vielen Fachkollegen heute noch mit Zurückhaltung betrachtet, die ich teile, wenn Museologie zur Nabelschau der Museumsleute gerät. Als zielgerichtetes Bemühen aber, die spezifischen Arbeitsformen in der Sammlungs-, Konservierungs- und Präparationsarbeit und in der Konzeption der Bestandsbildung systematisch zu analysieren und zu verbessern und gleiches auf museumspädagogischem Gebiet zu leisten, ist die museologische Forschung ein zwar junger, aber doch ein fester Bestandteil der Arbeit auch im Museum für Naturkunde Görlitz.